

Insel Verlag

Leseprobe



Die Schildbürger

Nacherzählt und mit einem Nachwort versehen von Matthias Reiner Illustriert von Katrin Stangl

© Insel Verlag
Insel-Bücherei 2041
978-3-458-20041-3



Die Schildbürger

Nacherzählt und mit einem Nachwort versehen

von Matthias Reiner

Illustriert von Katrin Stangl

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 2041

© Insel Verlag Berlin 2020

Die Schildbürger

Wie die Schildbürger zu Narren wurden

Schilda gibt es nicht mehr. Ein großes Feuer legte die Stadt in Schutt und Asche, so ist es in den Chroniken vermerkt. Da alle Stadtarchivalien bei dem Brand vernichtet wurden, sind wir auf mündliche Überlieferungen angewiesen. Der historischen Wahrheit wird man dabei sicher nahe kommen können. Ob aber alle Einzelheiten stimmen, wer kann das schon sagen?

Einstmals lebten in Schilda Frauen, Männer und Kinder friedlich zusammen. Sie betrieben Viehzucht und Ackerbau, waren fleißig, gottesfürchtig und tugendsam. Es war ihr fester Wille, im Lande zu bleiben, sich nicht in auswärtige Affären und Geschäfte verwickeln zu lassen und das eigene kleine Gemeinwesen zu Wachstum und Wohlstand zu führen. Doch der Erfolg und die Klugheit der Schildbürger blieben nicht unentdeckt: Ihr Geschick machte bald die Runde in den umliegenden Städten, ja gelangte sogar bis zu den Herrschern fremder Staaten. Es dauerte nicht lange und die ersten Boten und Gesandten trafen in Schilda ein. Sie baten um Rat und Tat bei schwierigen Aufgaben, um Schlichtung bei Streitfragen. Die bra-

ven Schildbürger halfen gerne aus und wurden dafür reich belohnt, ihre segensreichen Tätigkeiten sprachen sich immer weiter herum. Bald war eine schriftliche Beratung nicht mehr ausreichend und die Fachleute aus Schilda mussten sich vor Ort einfinden an den Höfen und Tafeln der auswärtigen Fürsten und Könige. Schließlich war die gesamte männliche Bevölkerung von zu Hause »abberufen« worden. Die Frauen sollten nun die Arbeitslast alleine tragen, nicht nur Kinder aufziehen, sich um Haus und Hof und Gesinde kümmern, sondern auch die Felder bestellen, das Vieh versorgen. Das war, das wundert keinen, auf Dauer zu viel für sie, das Leben in Schilda geriet zusehends aus dem Gleichgewicht: Die Kinder waren ungehorsam und die Mägde und Knechte begehrten auf. Die Kühe brüllten, wenn sie nicht rechtzeitig gemolken wurden, und der Ertrag auf den Feldern ging stetig zurück. Da beschlossen die Frauen, dass es so nicht weitergehen könne, und nach langem Disput wurde der Beschluss gefasst, dass ein gleichlautender Brief per Boten an alle im Ausland tätigen Männer zu schicken sei. Der Inhalt ist schnell zusammengefasst, er enthielt ein Ultimatum: »Kommt unverzüglich nach Hause oder wir müssen uns anders behelfen. Die Türen zu unseren

Häusern sind für euch dann allerdings zu ...« Und die Männer kehrten alarmiert heim. Als sie in Schilda eintrafen, waren sie entsetzt über die Verhältnisse, die dort herrschten. Ihre Frauen aber sagten nur: »Das habt ihr von eurer Klugheit!«



Umgehend wurde eine große Ratssitzung einberufen, da es kaum weitergehen konnte wie bisher. Würde man, nachdem man die Schwierigkeiten und Streitigkeiten so vieler Fremder gelöst hatte, auch die eigenen meistern können? Die Schildbürger dachten angestrengt nach. Die Gesandten, die schon wieder vor den Toren der Stadt warteten, schickte man weg. Wie konnte man gleichzeitig den Verpflichtungen



auswärts und zu Hause nachkommen? War ein solcher Spagat überhaupt zu schaffen? Sie redeten und tranken, aber ein schneller Schiedsspruch war nicht in Sicht. Die Schildbürger beschlossen, erst einmal schlafen zu gehen. Am nächsten Tag traf man sich wieder unter der Gerichtslinde. Viele Vorschläge wurden vorgetragen, aber ein Durchbruch konnte nicht erzielt werden.

Man wollte sich schon wieder vertagen, da sagte der Dorfälteste: »Die Klugheit war unser Verhängnis. Wir müssen nur einfach närrisch werden, dann werden die Anfragen von selbst aufhören, und wir können uns wieder unseren Familien und unserer Arbeit hier in Schilda zuwenden: Und das ist es ja, was wir eigentlich wollen!« Der Vorschlag wurde nach längeren Debatten einstimmig angenommen. Am Ende fasste ein Redner die Bedenken der Anwesenden zusammen: »Diese natürliche Narrheit wird nicht leicht zu erwerben sein!«

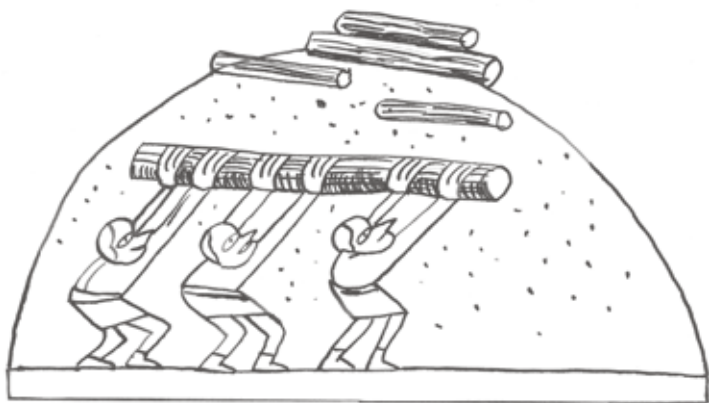


Der Neubau des Rathauses

Als erstes, weithin sichtbares Zeichen der neu angebrochenen Zeit sollte in der Ortsmitte von Schilda ein neues Rathaus errichtet werden. Da alle mithelfen wollten, begaben sie sich zusammen zu einem Wäldchen vor den Toren der Stadt, um Bauholz herbeizuschaffen. Das Fällen der Bäume ging ihnen noch leicht von der Hand, aber der Transport in die Stadt war ein mühseliges Unterfangen, da sich zwischen Schilda und dem Wald eine Anhöhe befand. Mit Seilen mussten die Stämme erst den Hang hinauf und dann wieder bergab geschleift werden. Beim letzten Baum löste sich unerwartet die Halterung und er rollte zum Erstaunen der Schildbürger von dem Hügel ganz von alleine zum Lagerplatz in der Stadt. »Wir sind ja bereits große Narren«, sprach einer von ihnen, »was für eine unnötige Plackerei haben wir uns zuge­mutet, das wäre ja viel einfacher zu bewerkstelligen gewesen!« »Es lässt sich ja noch korrigieren«, entgegnete ihm ein anderer Schildbürger, »wir müssen die Stämme nur wieder auf den Berg schaffen und können dann in aller Gemütsruhe zuschauen, wie sie

leicht und ohne Mühe zu Tal rollen!« Und so geschah es. Im Anschluss belohnten sie sich für diesen Einfall mit einem großen Zechgelage.

Es sollte, das war ihr gemeinsamer Wille, ein kostengünstiger, aber dennoch besonderer Bau werden, und zwar auf dreieckigem Grundriss. Rasch wurden Steine herbeigeschafft, Mörtel angerührt und die drei



Hauptmauern hochgeführt. Ein großes Tor war vorgesehen, mit dem Bauholz wurde bald darauf ein Dachstuhl auf den Rohbau gesetzt. Eigentlich ein Grund, das Richtfest mit einer zünftigen Feier zu begehen ... Am nächsten Tag kamen die Schindeln an die Reihe, das Dach war im Handumdrehen gedeckt:



Nun hätte man das neue Rathaus ja eigentlich einweihen können, wenn nur, ja, wenn es nur nicht drinnen gar so finster gewesen wäre! Hier war guter Rat teuer, eine Sitzung wurde anberaumt – mit Fackeln und brennenden Kienspänen an den Hüten der Bürger. »Wie konnten wir nur so närrisch sein«, sprach einer, »im Dunkeln kann man im Rathaus keine Versammlungen abhalten, wir brauchen Licht!« »Nichts leichter als das«, sagte sein Nachbar, »wir holen Säcke, Eimer und andere Gerätschaften, fangen draußen das Sonnenlicht ein und tragen es dann einfach ins Rathaus.« Der Vorschlag fand allseits Billigung. Am nächsten Tag gab es vor dem Rathaus einen gewaltigen Auflauf: Alle Schildbürger waren auf den Beinen, um mit Zubern und Schüsseln, mit Körben und Kesseln, ja sogar mit Heugabeln das Licht in großen Mengen ins Gemeindehaus zu schaffen. Solange die Sonne schien, waren sie unermüdlich unterwegs und meinten am Ende zu Recht, dass sie ein ordentliches Stück Arbeit geleistet, sich nun einen Trunk verdient hätten und zogen vereint ins Wirtshaus.

Am darauffolgenden Tag nahmen sie das Ergebnis ihrer Bemühungen in Augenschein. Wie hatte das geschehen können? Das Licht war verschwunden, das Rathaus im Innern so dunkel wie vorher! Wie sollte es

jetzt weitergehen? Die Schildbürger waren ratlos. Ein Handwerksgeselle, der sich auf der Wanderschaft befand, trat zu ihnen und lachte: »Ihr müsst nur das Dach wieder abdecken, dann haben die Widrigkeiten ein Ende!« »Warum ist uns das nicht eingefallen?«, dachten sie beschämt und ließen dem Gesellen eine ordentliche Belohnung zukommen.

Den ganzen Sommer über trafen sich die Schildbürger in ihrem Rathaus und freuten sich über ihr prächtiges Bauwerk. Erst als im August die ersten Gewitter aufzogen, bemerkten sie, dass der offene Dachstuhl vor dem Regen nicht schützen konnte. Und als sie die Schindeln wieder anbrachten, war auch die vermaledeite Dunkelheit zurück ... Ihr gutes Geld hatten sie umsonst ausgegeben, sie würden es wohl auch nicht wiedersehen! Bei den Versammlungen trugen sie nun Talglichter auf ihren Hüten. Da ging einem der Ratsherren die Fackel aus, er bückte sich, um den Kerzenstumpf aufzuheben. Was war das? Aus einem winzigen Mauerspalt drang ein kleiner Lichtstrahl herein! War das zu glauben? Konnte die Lösung so nahe liegen? »Wir brauchen Löcher im Mauerwerk, damit wir das Licht auch drinnen haben, wir Narren!« Ein großes Gemurmel erhob sich, nicht wenige schämten sich gar ihrer Torheit, dann aber



schlugen sie rasch Öffnungen in die Rathausmauer, möglichst jeder Schildbürger wollte sein eigenes Loch haben!

Eine weitere unangenehme Überraschung wartete auf sie beim ersten Wintereinbruch: Auch mit warmer Kleidung fror man jämmerlich im Rathaus. Ein Ofen musste dringend her! Wo aber sollte er stehen? Hinter der Türe wäre noch etwas Platz gewesen, aber den Bürgermeister, der einen Anspruch auf einen Stuhl am Ofen hatte, nun hinter die Tür setzen? Schließlich kam man überein, den Ofen draußen vor dem Fenster zu platzieren, man schlug damit gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe: Er nahm keinen Platz im Inneren weg und der Schultheiß, wenn er sich direkt ans Fenster setzte, konnte seine Stellung als Primus inter Pares wahren. Keiner war dem Ofen näher als er. Und mit einer Schlinge, wie man sie sonst zur Hasenjagd verwendete, band einer der Schildbürger den Ofen fest ans Rathaus, auf dass die Wärme nicht sonst wohin entweichen könne ...



Der Salzacker

Da nun die Zeiten unruhige waren, man aber auf Krieg und Hunger vorbereitet sein wollte, beschloßen die Schildbürger, allerlei Vorräte im Ort anzulegen, um gewappnet zu sein, wenn Schmalhans Küchenmeister werden würde. Ganz besonders lag ihnen das teure Salz am Herzen, das auch in Friedenszeiten immer knapp zu sein schien. Man brauchte es ja nicht nur als Speisewürze und Konservierungsmittel, sondern auch als Dünger für die Felder! Und da der Zucker, wenn auch fernab ihrer Heimat, auf Feldern wachse, müsse es doch mit dem Teufel zugehen, wenn man nicht auch Salz einfach anbauen könne! Also nahmen sie ihre restlichen Salzvorräte und begannen, sie im Frühjahr auf brachliegenden Flächen auszusäen. Wachen wurden aufgestellt und Vogelscheuchen, um unliebsame Überraschungen zu vermeiden. Die Vorsorge und Umsicht der Schildbürger wurde schon bald belohnt. Auf den Feldern keimte und sprießte es, die Fortschritte der Aussaat wurden von den Ratsherren regelmäßig begutachtet und hernach ausführlich besprochen. Im Wirtshaus

